

940.9112
D3746

Der kommende Krieg

Übersetzung von
La Guerre qui vient
von
Francis Delaisi
erschienen in Paris im Mai 1911




6. bis 10. Tausend



Preis 20 Pf.

Berlin 1915 * Verlag E. S. Mittler & Sohn





Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

Der kommende Krieg

Übersetzung von
La Guerre qui vient
von
Francis Delaisi
erschienen in Paris im Mai 1911




6. bis 10. Tausend



Berlin 1915
Verlag E. S. Mittler & Sohn



Vorwort.

m Mai 1911, zu einer Zeit, als Frankreich im Schutze der Abmachungen mit England daranging, das Protektorat über Marokko unter Nichtachtung der in den Jahren 1904 und 1909 eingegangenen Verpflichtungen vorzubereiten, erschien in Paris, im Verlag der Guerre sociale, eine kleine Schrift, „La Guerre qui vient“, die damals wohl kaum beachtet wurde.

Jetzt ist sie wieder ausgegraben worden und erscheint hiermit in deutscher Übertragung. In kurzen Ausführungen bietet sie eine außerordentlich klare Übersicht über die politischen Treibereien und Kräfte, die damals schon nach Ansicht des Verfassers in kürzester Zeit zum Ausbruch eines Weltkrieges führen mußten.

Das Werkchen liest sich wie eine Prophezeiung, so erstaunlich ist die Sicherheit, mit der der Verfasser Ereignisse, die inzwischen eingetreten sind, vorausgesagt hat. Wenn sich der Verfasser auch in einigen Punkten, wie z. B. in der Abschätzung der wirtschaftlichen und finanziellen Kräfte Deutschlands, getäuscht hat — ein Irrtum, dessen Erkenntnis ihm nur ein Beweis der Friedensliebe Deutschlands sein müßte —, so ist doch seine Einsicht in die sich vorbereitende Weltkatastrophe so überraschend, daß seine Schrift als ein außerordentlicher Beitrag für die Beurteilung der wahren Kriegsursachen anzusehen sein dürfte.

Der kommende Krieg.

Scheint es nicht Unsinn, von einem Krieg von morgen zu sprechen, von einem Krieg, der vielleicht möglich ist, der kommen kann?

Man hat sich doch so lange in pazifistischen Träumen wiegen lassen! Man hat sich so häufig die Macht der Demokratien und der Parlamente vergegenwärtigt, die die kriegerischen Ambitionen der Regierungen zügeln müßten; man hat sich so daran gewöhnt, auf das Friedensbedürfnis der großen Masse zu vertrauen!

Sicher ist, wenn es nur nach dem Gefühl des einfachen Volkes in allen Staaten ginge, dann gäbe es nichts zu befürchten.

Es ist klar, daß das deutsche Proletariat kein Verlangen hat, sich auf das unsere zu stürzen, daß die große Menge des englischen Volkes nur wünscht, in Ruhe auf dem Feld, in den Magazinen und Werkstätten zu arbeiten. Und auch die Franzosen, seien sie Arbeiter oder Bauern, Proletarier oder Bürger, internationale Sozialisten oder radikale Patrioten, haben nur einen Wunsch: den Frieden.

Es müßte also alles gut gehen, und wir könnten ganz ruhig sein, wenn die Völker wirklich die Herren ihrer Geschichte wären.

Nun ist aber unglücklicherweise kein Volk Herr über seine auswärtige Politik.

Deren Ausübung ist die ausschließliche Domäne einer kleinen Zahl von Staatsbeamten, die man Diplomaten heißt. Diese äußerst soignierten Leute rekrutieren sich überall, auch in unserer Republik, aus dem Briefadel oder aus dem Geldadel, und sie alle sind ganz in Händen

der Finanz oder der Industrie und arbeiten nur für deren auswärtige Anleihen und Aufträge. Ein Botschafter ist heutzutage mitsamt seinem gestickten Rock nichts anderes mehr als ein Agent der Banken oder der großen Handelshäuser.

Man wird einwerfen, über den Botschaftern stünde der Minister des Auswärtigen als ihr Chef, und er wäre den Volksvertretungen verantwortlich.

Was ist es aber mit dieser Verantwortlichkeit? Wenn ein Abgeordneter eine Frage über irgendeine auswärtige Angelegenheit stellt, dann antwortet die Regierung immer wieder mit denselben unbestimmten und feierlichen Erklärungen über Bestrebungen zur Erhaltung des Friedens und über das europäische Gleichgewicht. Und wenn genauere Auskunft verlangt wird, weiß man die Antwort schon im voraus: es handelt sich um diplomatische Geheimnisse.

Dank diesem System wissen weder die Völker noch die Parlamente etwas. Und ohne daß sie es ahnen, können sie durch ein paar Menschen in die schwersten Konflikte gebracht und in Kriege verwickelt werden.

Der Delcassésche Anschlag.

So war es im Jahre 1905, als Delcassé seit zehn Jahren ununterbrochen die äußere Politik Frankreichs leitete. Er hatte sich so gut das Vertrauen der Kammer zu erwerben verstanden, daß diese ohne Diskussion all seine Erklärungen billigte. Darüber war der kleine Mann so stolz geworden, daß er sich nicht einmal mehr mit seinen Kollegen, den anderen Ministern, beriet.

Er war es, der in den Jahren 1904 und 1905 in Übereinstimmung mit dem englischen Kabinett und ohne jemand davon zu unterrichten, es unternommen hatte, Deutschland „einzukreisen“. Er versuchte Italien von der Dreibund abzusprengen, unterhandelte in Petersburg

intrigierte in Konstantinopel und legte es darauf an, das isolierte Deutschland durch England mit Frankreichs Unterstützung vernichten zu lassen.

Es dauerte nicht lange, bis Wilhelm II. die Sache merkte und ohne sich viel zu besinnen, durch seinen Botschafter eine Art Ultimatum überreichen ließ.

Man erinnert sich noch der Erregung und Überraschung, die damals das ganze Land erfaßte. Eines Morgens im Juni erschienen alle Zeitungen mit Grenzkarten auf der ersten Seite: auf beiden Seiten der Grenze sah man die deutschen und die französischen Armeekorps als kleine schwarze Karrees abgebildet. Und jedermann konnte sich fragen, ob er nun nicht sofort sein Gewehr zu nehmen hatte, um sich in den Vogesen gefälligst den Schädel einschlagen zu lassen.

In der Kammer gab's eine Stunde wirklicher Kopflosigkeit. Die Abgeordneten begriffen, daß all dem irgendeine unbekannte Machination zugrunde lag, denn letzten Endes waren sie alle doch von der geringen Bedeutung der ganzen Marokko-Angelegenheit überzeugt. Man wollte sofort Rouvier interpellieren und das Ministerium stürzen.

Aber, das muß gesagt werden, am meisten erstaunt war Rouvier selber. Er verlangte sofort Aufklärung von Delcassé.

Es fand dann im Elysée ein denkwürdiger Ministerrat statt. Während zweier Stunden setzte damals der kleine Mensch seinen überraschten Kollegen seine Intrigen auseinander und drang schließlich kalten Bluts auf die Fortsetzung seiner Politik „der Einkreisung“, auf eine Militärallianz mit England und auf den Krieg gegen Deutschland.

Die einmütige Antwort des Kabinetts war die Enternung des gefährlichen Menschen, und die Beziehungen zu Berlin wurden allmählich wieder normal.

Darum ist es doch nicht weniger wahr, daß ein einziger Mensch imstande war, ohne jemand zu fragen,

eine Politik zu betreiben, die Millionen von Existenzen gefährden mußte, daß er ein ganzes Volk wider seinen Willen, unter Mißachtung der Absichten der Kammer und des Kabinetts, beinahe in einen Krieg stürzen konnte. Man sieht daraus, wie wenig selbst unter einem demokratischen Regime ein Volk Herr seines Geschickes ist!

Die käufliche Presse.

Wenn man nun meint, daß die Zeitungen auf die Gefahr hätten aufmerksam machen können, so muß man sich vergegenwärtigen, wie die Presse zurechtgemacht wird. Vor allem sind alle Telegramme der Agence Havas, von der die Zeitungen ihre wichtigsten Nachrichten beziehen, aufs sorgfältigste im Ministerium des Äußeren gesiebt. Dadurch werden sie so nichtssagend, daß die paar großen Zeitungen, die die auswärtige Politik verfolgen, sich fremder Depeschen-Agenturen bedienen müssen. Der „Matin“ erhält die Telegramme der „Times“, des „Echo de Paris“, die des „Daily Telegraph“ usw. Alle aber versorgen sich mit Informationen nur aus den englischen Agenturen, so daß man in Frankreich nichts anderes zu hören bekommt, als was in England gemacht wird.

Was aber die eigenen Artikel und die Kommentare der Zeitungen zu den telegraphischen Nachrichten anlangt, so geht das so zu: Im Ministerium des Äußeren gibt es ein „Presse-Bureau“. Dort empfängt jeden Tag ein sehr liebenswürdiger Beamter die Journalisten. Äußerst höflich setzt er ihnen auseinander, was sie über alle An gelegenheiten der äußeren Politik zu denken haben.

Natürlich erzählt er ihnen nichts, was nicht der Ansichten des Ministers entspricht. Alle Zeitungen wiederholen das dann brav am nächsten Morgen, und die große Masse glaubt, was man ihr dergestalt vorbetet, da sie keine andere Möglichkeit zur Information besitzt.

Man kann danach beurteilen, wie wenig die Öffentlichkeit wirklich informiert wird. Dank diesem Vorgehen brach der russisch-japanische Krieg gerade zu einem Zeitpunkt aus, als die Zeitungen seine Unmöglichkeit verkündeten; aus demselben Grunde hat jedermann die Marokko-Angelegenheit so lange für unwichtig gehalten, bis sie uns beinahe an den Rand des Krieges gebracht hatte.

Man sieht, unsere ganze auswärtige Politik entzieht sich jeder Kontrolle, der öffentlichen Meinung sowohl wie der des Parlaments; sie entzieht sich manchmal sogar der Kontrolle der Regierung. In unserer nebelhaften Demokratie ist es durchaus möglich, daß ein einzelner Mann oder eine kleine Koterie von Finanz- und Geschäftsleuten es fertig bringt, einen Krieg zu entfesseln und unser Vaterland in die gefährlichsten Abenteuer zu stürzen.

Die Gefahr besteht wirklich.

Es handelt sich hier nicht nur um ferne Möglichkeiten. Gerade jetzt beginnt die alte Intrige Delcassés von neuem; man ist daran, den Streich von 1905 zu wiederholen:

Ein furchtbarer Krieg zwischen England und Deutschland bereitet sich vor. Überall in der ganzen Welt messen sich die beiden Gegner und bedrohen sich. Die Verhandlungen wegen der Bagdadbahn und die Frage der Befestigungen von Vlissingen zeigten erst kürzlich, wie sehr sich die Krise schon zugespitzt hat.

Nun haben aber beide Mächte, um den Kampf zu gutem Ende zu führen, die Hilfe Frankreichs nötig. Deutschland, das keine genügenden Kapitalien hat, braucht unser Geld, England, dem die allgemeine Dienstpflicht fehlt, braucht unsere Armee.

Unsere Regierung wäre also in gewisser Beziehung Herr der Situation; sie brauchte nur Wilhelm II. unser Gold und Georg V. unsere Soldaten zu verweigern, und der Friede wäre so gut wie gesichert.

Aber gerade jetzt verhandelt Cruppi über eine Militärkonvention mit England!

Kommt es zur Unterzeichnung, so ergibt sich für uns daraus die Verpflichtung, uns auf den belgischen Ebenen die Schädel einschlagen zu lassen, um den Londonern den Besitz von Antwerpen zu sichern. Damit sind wir aber auch sofort allen Schrecken einer deutschen Invasion ausgesetzt.

Und es ereignet sich das Ungeheuerliche: Alle fremden Zeitungen sind voll von der neuen Militärkonvention. Alle großen französischen Blätter bringen die Kommentare der ausländischen Presse. Nicht eines hat gewagt zu behaupten, daß die Information unrichtig sei! Aber in Frankreich sagt niemand etwas dazu. Kein Abgeordneter erhebt sich von seinem Sitz, um von der Regierung ein Dementi oder eine Aufklärung zu fordern. Nicht ein einziger von den Sozialistenführern hat auch nur den Mut gefunden, angesichts so schwerwiegender Behauptungen, den Minister des Äußeren zu interpellieren.

Von einer einzigen Seite ist die Gefahr verkündet worden. Der Delegierte auf dem letzten internationalen Kongreß für Metallurgie, Herr Merrheim von der Compagnie générale transatlantique, der mit eigenen Augen beobachten konnte, wie sehr sich der englisch-deutsche Konflikt zugespitzt hat, hat nach seiner Rückkehr von Birmingham in der „Vie Ouvrière“ darauf aufmerksam gemacht; aber niemand hat sich darum gekümmert.

Das deutsch-englische Duell.

Und nun ist Delcassé wieder zur Macht gelangt! Der Mensch, der ohne die öffentliche Meinung, ohne das Parlament, ja ohne selbst seine eigenen Kollegen zu befragen, im Jahre 1905 uns beinahe in einen Krieg gestürzt hat, übernimmt wieder die Leitung unserer auswärtigen Politik. Denn niemand in Europa täuscht sich darüber,

daß Herr Cruppi am Quai d'Orsay nur ein Strohmann ist, während anderseits Delcassé als Marineminister nunmehr leichtes Spiel hat, die Militärkonvention zu schließen, die uns an England binden muß.

Vielleicht schon in einigen Wochen werden unsere Finanzleute ihren Londoner Kollegen das Leben von 100000 Franzosen für einige türkische oder äthiopische Eisenbahnkonzessionen verschachert haben.

Darum ist jetzt für alle, die sich nicht wie eine Ware verkaufen und verraten lassen wollen, der Moment gekommen, die Augen zu öffnen und mit kühlem Blick die politische Lage in Europa zu betrachten, um die gefährliche Intrige zu erkennen, in die uns unsere Finanzhauptide verwickeln wollen.

Geschäftskriege.

In früheren Zeiten, als die Staaten noch hauptsächlich Bauernbevölkerung hatten, und ihre Oberhäupter naturgemäß eine Agrarpolitik betrieben, war das Ziel aller Völker, ihren Landbesitz zu vergrößern, Nachbargebiete an sich zu bringen. Darum waren ihre Konflikte Grenzkonflikte und ihre Kriege Annexions- und Eroberungskriege: der siegreiche Napoleon bemächtigte sich Belgiens, der siegreiche Bismarck nahm Elsaß-Lothringen usw.

Wie anders heute! Die großen europäischen Nationen werden von Geschäftsleuten beherrscht, von Bankiers, Industriellen, Exporteuren. Ihr Ziel ist überall nach Absatz für ihre Schienen, Baumwollwaren, ihre Kapitalien zu suchen. Was man sich in der ganzen Welt streitig macht, das sind Eisenbahnaufträge, Anleihen, Minenkonzessionen! Und wenn zufällig zwei rivalisierende Gruppen sich über die Ausbeutung eines neuen Landes nicht verständigen können, dann greifen beide zur Ultima Ratio der Waffen. So war es, als 1895 die Japaner mit den Chinesen um die Ausbeutung von Korea, 1898, als

die Amerikaner mit den Spaniern wegen Cuba aneinander gerieten, 1899, als die Engländer die Buren überfielen wegen der Minen in Transvaal, 1900, als ganz Europa die Chinesen bekriegte, um ihnen seine Eisenbahnen aufzunötigen, und schließlich 1904, als sich Japaner und Russen während 18 Monaten massakrierten, um zu entscheiden, wer das Recht haben sollte, die Mandschurei auszubeuten.

Fünf Kriege in zehn Jahren, das ist ein Triumph des Pazifizismus. Alle diese blutigen Kriege brachten den Siegern keinerlei eigentlichen Gebietszuwachs: die Mandschurei gehört noch immer zu China, China hat seine Selbständigkeit bewahrt, Südafrika bildet einen politisch autonomen Staat und Cuba ist eine unabhängige Republik. Aber die Eisenbahnen dieser Länder, ihre Anleihen, ihre Zolltarife bilden die Beute der Eroberer. Unsere großen Geldoligarchien von heutzutage suchen keine Untertanen mehr, sondern Kunden; nicht vaterländische Kriege führen sie, wie sie früher Mode waren. Sie sind Geschäftsleute, und die Kriege, die sie führen, sind Geschäftskriege.

Die englische Industrie gegen die deutsche.

Jetzt aber bereitet sich ein Konflikt vor, gegen dessen Folgen das furchtbare Blutbad des russisch-japanischen Krieges nur Kinderspiel war. Auf der ganzen Welt bekämpft das englische Kapital das deutsche. Kein anderes Ende dieses Kampfes läßt sich absehen als der Krieg — es sei denn, daß die Arbeiterklasse in beiden Ländern sich dagegen auflehnt.

Während des ganzen 19. Jahrhunderts war England ohne Widerspruch Herr der industriellen Welt. Es hieß von ihm: „Ein Stahlklotz auf einen Kohlenklotz getürmt!“ Es hatte in Fülle das Eisen, woraus man Maschinen macht und die Kohlen, um sie zu betreiben. So konnte es vor allen anderen Nationen eine unvergleichliche industrielle Entwicklung nehmen, und seine Insellage begünstigte die

Schaffung einer überlegenen Seemacht. So kam es, daß während eines Jahrhunderts die Webereien von Manchester und die Metallfabriken von Birmingham ihre Erzeugnisse über die ganze Welt verbreiten und ohne besondere Anstrengungen gewaltigen Gewinn aufhäufen konnten.

Einzig Frankreich machte England noch eine schwächliche Konkurrenz; aus dieser Zeit stammt das Wort vom „perfiden Albion“, das unsere Kapitalisten geprägt haben, um den Haß gegen England zu predigen. Und schließlich verzichtete im Jahre 1898 gelegentlich des Fashoda-Zwischenfalls Frankreich, oder richtiger gesagt die Frankreich beherrschende Oligarchie, auf jeden weiteren Anspruch als Großmacht: England konnte sich als unbestrittenen Herrscher über die Weltmärkte ansehen.

Da trat wider alles Erwarten ein neuer Bewerber auf den Plan! Bis zum Jahre 1870 war Deutschland fast ausschließlich Agrarstaat gewesen. Sein Boden war jedoch nicht sehr ertragreich, und jedes Jahr wanderten gegen 300000 Deutsche nach Amerika aus und gingen so der Heimat verloren. Darin trat nach dem Kriege allmählich eine Wandlung ein. Unsere Chauvinisten haben sich immer bemüht, uns Bismarck als einen Kerl hinzustellen, der von früh bis spät nur über dem einen Gedanken brütete, wie er seine Ulanen wieder auf Frankreich loslassen könnte. In Wirklichkeit hatte er nur das eine Bestreben: Die Deutschen nach dem englischen Vorbild zu einem Industrievolk zu machen.

Am Rhein, in Westfalen, Sachsen, Schlesien entstanden allmählich Hochöfen, Stahlwerke und Eisen gießereien. Millionen von Spindeln begannen sich in den Spinnereien zu drehen, und große Webereien, chemische Fabriken und Schiffswerften wuchsen, wie durch Zauberhand geschaffen, aus dem Boden. Neue Eisenbahnen wurden gebaut und die Flüsse kanalisiert. Die Häfen wurden mit allen Anlagen glänzend ausgestattet, große Werkstätten schlossen sich an, und bald entstand eine

immer mächtigere Handelsflotte, die die deutsche Flagge und deutsche Waren in alle Erdteile trug.

Nun begann man in England unruhig zu werden. Anfangs hatte man mit verächtlichem Lächeln auf die Bemühungen der ungeschickten Deutschen geblickt, die englische Industrie nachzumachen. Man versicherte und glaubte, die Deutschen brächten nur Schund zustande. Aber dieser sogenannte Schund eroberte bald die englischen Märkte selbst. Um sich seiner zu erwehren, veranlaßte man ein Gesetz, daß alle Waren deutscher Herkunft die Marke „Made in Germany“ tragen mußten. Man hoffte so die Erzeugnisse des Rivalen in Mißkredit bringen zu können!

Wie groß aber war das Erstaunen, als man entdeckte, daß eine beträchtliche Anzahl ausgezeichnete Fabrikate, die früher für englische gehalten worden waren, geradeswegs aus Westfalen, Sachsen und Schlesien stammten. Die geschickten Deutschen arbeiteten besser und billiger als die Engländer. Und anstatt sie zu diskreditieren, hatte man für sie noch die erfolgreichste Reklame gemacht. In allen englischen Fabrikantenkreisen herrschte furchtbare Wut.

Dazu kamen aus allen Teilen der Erde von den zur Überwachung des internationalen Handels bestellten englischen Konsuln beunruhigende Berichte. Überall stellten sie die Anwesenheit und Geschäftigkeit deutscher Geschäftsreisender, deutscher Ingenieure und deutscher Unternehmer fest, die sich Aufträge, Konzessionen und Anleihen sicherten. Und überall verlangsamte sich der Fortschritt des englischen Handels, während der deutsche reißend zunahm.

Die Bagdadbahn.

Natürlich fanden all diese Bemühungen deutscher Kaufleute und Bankiers möglichst weitgehende Unterstützung der deutschen Diplomatie. Überall arbeiteten die Botschafter und Gesandten, um Konzessionen und

Aufträge für ihre Industrie zu erhalten. Kolonien in Afrika wurden gegründet, Eisenbahnen durch China wurden gebaut, Minen in Chile wurden ausgebeutet usw.

Vor allem suchte sich deutsche Unternehmungslust in der Türkei zu betätigen. Im Jahre 1903 erhielt Wilhelm II. vom Sultan Abdul Hamid die Konzession zum Bau der Bagdadbahn, von der gerade jetzt wieder soviel die Rede ist. Es handelt sich dabei um einen Schienenstrang von 2800 km Länge, von Konstantinopel bis zum Persischen Golf, ein Unternehmen von einer Milliarde an Wert! Man kann sich leicht ausrechnen, welche ungeheuren Gewinne dabei in die Taschen der deutschen Bankiers und der deutschen Industriellen fließen müssen!

Nun sollte aber dieser deutsche Schienenstrang in Mesopotamien enden, in einem Gebiet, das die Engländer als ihren Interessen reserviert ansahen. Außerdem konnten durch diese Bahn türkische Truppen in kürzester Zeit in bedenkliche Nähe von Indien kommen und so die englische Herrschaft dort bedrohen.

Der Appell an die Kanonen.

Jetzt bekam man in England wirkliche Besorgnis, und das anfängliche Erstaunen der englischen Fabrikanten über den neuen Nebenbuhler hatte sich rasch in Unruhe und Wut verwandelt.

In der Tat wird heute überall auf der Erde, im Balkan, in der Türkei, in Persien, China, Zentralamerika, in Brasilien, Argentinien und Chile ein stiller aber erbitterter Kampf ausgefochten zwischen englischen und deutschen Großbanken, zwischen englischen und deutschen Großaufleuten und zwischen der englischen und deutschen Schwerindustrie.

Um wenigstens den kolonialen Handel einigermaßen zu sichern, suchte Chamberlain, der Führer der Birminghamer Metallindustrie, auch für Großbritannien das

Schutzzoll-System einzuführen, aber die englischen Arbeiter widersetzten sich dem Projekt, das ihnen ihre Lebenshaltung verteuert hätte.

Unter diesen Umständen sahen die englischen Kapitalisten nur noch eine Möglichkeit, um mit diesem unerwarteten Rivalen fertig zu werden, der die englische Handelsoberhoheit überall bedrohte. Da es anscheinend nicht mehr mit friedlichen Mitteln gelingen will, den Konkurrenten zurückzudrängen, müssen die Dreadnoughts helfen, es bleibt nur mehr der Appell an die Kanonen. Mit den Vorbereitungen dazu hat sich dann die englische Regierung in großartiger Konsequenz unverzüglich beschäftigt. So sehen wir, wie in unseren kapitalistischen Zeiten es der Wettkampf zwischen rivalisierenden Finanzgruppen ist, der die Völker zum Kriege bringt.

Einkreisung und Dreadnought-Ära.

England, das sich im industriellen Wettkampf geschlagen fühlte, traf für die Entscheidung mit den Waffen Vorbereitungen nach zweierlei Richtung.

Erstens trachtete man durch ein System von Ententen und Bündnissen Deutschland einzukreisen, suchte es für den Tag der Entscheidung in Europa so zu isolieren, daß es von keiner Seite auf militärische oder finanzielle Unterstützung zählen könnte. Deshalb näherte sich Eduard VII. im Jahre 1903 wieder Frankreich und legte durch die Überlassung von Marokko an Frankreich den Grund zur Entente cordiale. Bald darauf söhnte er sich vermittels einiger Konzessionen in Persien und auf dem Balkan auch mit dem russischen Zaren aus, suchte er Italien vom Dreibund abzusprenge und in Ungarn den traditionellen Haß gegen Deutschland aufzustacheln. sogar die Jungtürken wurden durch Geld und Ratschläge dahingebbracht, die Herrschaft von Abdul Hamid zu stürzen, dessen Freundschaft mit Wilhelm II. zu bedenken

lich geworden war. So sah man den Tag herannahen, an dem Deutschland, von feindlichen Mächten umgeben, dem furchtbaren Gegner allein gegenüberstand.

Zweitens begann man zur selben Zeit in London mit gewaltigen Rüstungen. Man fing an die ersten Dreadnoughts zu bauen, gewaltige Schiffe von 18 bis 20, ja 22 Tausend Tonnen, mit Panzertürmen, aus denen 34 cm-Geschütze ungeheure Melinitgeschosse bis zu 9000 m weit zu schleudern vermögen! Außerdem wurden fast alle schweren englischen Panzergeschwader in den Heimatshäfen konzentriert, um in der Nordsee gegen Deutschland desto rascher zur Hand zu sein. Die öffentliche Meinung in England wurde durch gewaltige Flottenparaden stimuliert und durch die Erregung des nationalen Stolzes dahin gebracht, die enormen Kosten der neuen Flottenprogramme ohne Murren hinzunehmen. Schließlich ließ man aus allen englischen Kolonien und Siedlungen Journalisten und Minister kommen, um ihnen darzulegen, daß die englische Vorherrschaft in der Welt bedroht sei, und um sie darauf vorzubereiten, daß auch die Kolonien an den Kosten der neuen Rüstungen teilzunehmen hätten. Alle Kräfte des englischen Weltreiches in den fünf Kontinenten sind heutzutage in ungeheurem Aufwand für den Krieg gerüstet.

Dieser schweren Bedrohung gegenüber blieb Deutschland natürlich auch nicht untätig. 30 Jahre hindurch glaubte man dort, nur von Frankreich oder Rußland drohe Gefahr; man hatte sich deshalb begnügt, nur immer die Armee zu verstärken.

Nun kam mit einem Male der Alarmruf vom Kaiser. Von ihm stammte das Wort: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!“ Und bald darauf kam das neue Flottenprogramm, das anfänglich vom Parlament noch nicht verstanden und zurückgewiesen wurde; aber bald begriffen infolge der einsetzenden Propaganda des Flottenvereins Kaufleute, Industrielle und Bankiers die drohende eng-

lische Gefahr. Nun folgte Flottenprogramm auf Flottenprogramm, den Dreadnoughts folgten Über-Dreadnoughts und eine fieberhafte Tätigkeit entfaltete sich auf den Werften in Bremen, Hamburg, Kiel, Stettin. Im Jahre 1914, wenn die Programme durchgeführt sein werden, wird England 30, Deutschland 26 Dreadnoughts besitzen. Die Kräfte sind also ungefähr gleich.

Der Industriekrieg.

Um diesen Krieg zu verstehen, muß man sich von hergebrachten Vorstellungen befreien, denn es handelt sich ja nicht darum, daß England mit 100000 Mann in Deutschland einfällt. Andererseits handelt es sich auch für Deutschland nicht darum, ein Landungskorps nach England zu werfen. Angesichts der modernen Flotten wäre das so gut wie unmöglich, und es würde auch zu gar nichts führen. Man will ja gar keine Annexionen oder Eroberungen in diesem Handelskrieg machen. Deshalb wird man wieder auf die alten Gebräuche der Piraterie und der Kontinental Sperre zurückkommen.

Was England will, ist die deutsche Industrie vernichten, und dafür ist das beste Mittel, ihm seine Rohstoffzufuhr abzuschneiden und seine Ausfuhrhäfen zu sperren. Das erscheint gar nicht unausführbar. Die großen Werke am Rhein, in Sachsen, in Schlesien, all diese Eisengießereien, Spinnereien und Webereien, die den Herren in Birmingham und Manchester eine so fürchterliche Konkurrenz gemacht haben, was verarbeiten sie denn? Eisen aus Spanien und Schweden, Baumwolle aus Amerika oder Ägypten, Wolle vom Kap, von Australien und Argentinien. Und all diese unersetzlichen Rohstoffe kommen übers Meer, vor allem über die Häfen von Bremen und Hamburg.

Ebenso steht es mit den deutschen Exportprodukten, Eisenwaren, Lokomotiven, Maschinen, Baumwollwaren

und Gewebe, alles Waren, die dem englischen Handel in der Türkei, in Afrika, in Nord- und Südamerika, in China und Japan eine so empfindliche Konkurrenz machen: Der größte Teil dieses deutschen Exports geht übers Meer, und zwar auch wieder über die beiden Häfen Hamburg und Bremen.

Nun denke man sich diese beiden Häfen und ihre Nachbarhäfen durch eine englische Flotte blockiert, und man kann sich vorstellen, daß sofort Eisenerze, Baumwolle und Wolle für all die Fabriken ausbleiben werden. Was noch fabriziert wird, kann nicht mehr exportiert werden und häuft sich in den Lagerhäusern an; Geld geht nicht mehr ein und die Dividenden sind gleich Null: der Zusammenbruch beginnt. Getreide und Fleisch, die in Menge aus Amerika importiert werden, können nicht mehr herein, der Preis der Kolonialwaren steigt; Elend und Not werden allmählich immer mehr auf dem ganzen Volk lasten.

Wohl wird die Industrie Export und Import auf dem Landweg versuchen, über neutrale Bahnen und neutrale Häfen, über Dünkirchen, Genua, Triest. Aber man muß bedenken, daß dabei der Transport unendlich viel teurer wird, und daß dadurch die deutsche Industrie während des Krieges in ihrer Leistungsfähigkeit schwer beeinträchtigt sein wird. Wenn man nun von der Annahme ausgeht, daß die englische Schifffahrt — wie dies höchst wahrscheinlich ist — nicht in erheblichem Maße wird behelligt werden können, so werden während dieser Zeit die englischen Waren allmählich wieder ihre Vorherrschaft auf der ganzen Erde wiedergewinnen. Außerdem wird die englische Regierung die ihr günstige militärische Situation dafür ausnützen können, um mit den verschiedenen Ländern Verträge und Zollabkommen zu schließen, um Lieferungen abzuschließen, sich Konzessionen zu sichern und sich überall abgeschlossene Interessensphären schaffen gleich Marokko oder Ägypten.

Wenn dann der Krieg zu Ende ist, wird die deutsche Industrie alle Plätze besetzt finden und für ein Jahrhundert vielleicht wieder zurückgeschleudert sein.

Die Absperrung der Nordseehäfen ist solchermaßen das Ziel des Zukunftskrieges.

Die englischen Manöver.

Man sage nicht, das sind Hypothesen, gut ausgedacht vielleicht und wahrscheinlich, aber eben doch Hypothesen!

Was war denn vor zwei Jahren das Thema der großen englischen Flottenmanöver? Die Wegnahme von Handelsschiffen auf der Fahrt zwischen Spanien und Irland.

Auf dieser ausgedehnten Linie hatte die Admiralität eine Menge von Panzern und Kreuzern verteilt, um den Eingang in den Ärmelkanal zu verschließen. Und alle englischen Handelsschiffe, die des Wegs kamen — im Kriegsfall wären es natürlich deutsche gewesen — wurden angehalten und gekapert.

Ähnlich war das Thema der Manöver vor einem Jahre, das den Fall setzte, eine feindliche Flotte im Atlantischen Ozean und eine in der Nordsee sollten durch eine englische Flotte im Kanal an der Vereinigung gehindert werden. Es ist bekannt, daß es trotz einer äußerst genauen Überwachung dem von Bremen kommenden Geschwader, das die deutsche Flotte darstellte, gelang, durch den Kanal und die Straße von Calais durchzubrechen.

Ganz England erzitterte damals vor Angst und die Folge war dann die Bewilligung von vier weiteren Panzerschiffen!

Nach Ansicht der englischen Admiralität selber ist also das Ziel des nächsten Krieges: Die Versiegelung der Nordseehäfen und die Vernichtung der deutschen Handelsflotte, um so die Rohstoffversorgung der deutschen Industrie und deren Export unmöglich zu machen.

Es würde sich also um eine Art Kontinentalsperre

handeln, wie zu Zeiten des großen Kampfes zwischen Napoleon I. und England.

Von diesem Gesichtspunkt aus wird man auch die Rolle verstehen, die Frankreich in diesem Kampf bis aufs Messer spielen soll. Um die deutsche Industrie gewaltsam zu vernichten, braucht England ihr nur die Rohstoffzufuhr absperrern und ihre Ausfuhrhäfen durch Blockade schließen.

Nehmen wir an, daß das Londoner Kabinett sich dazu endgültig entschlossen hat. Es würde dann in einer dunklen Nacht ohne weitere Ankündigung — heutzutage fängt man Kriege an, indem man die Feindseligkeiten beginnt und dann erst den Krieg erklärt — ein englisches Geschwader durch die Nordsee nach der Elbmündung kommen und dort alle von Hamburg kommenden Schiffe abfangen. Ein anderes Geschwader würde an der Wesermündung den Schiffen von Bremen den Weg verriegeln. Zur selben Zeit würde ein Kreuzergeschwader im Kanal und eines zwischen Schottland und Norwegen Wache halten und nacheinander alle Handelsschiffe auf der Fahrt nach Deutschland abfangen.

Die Industrie des Feindes wäre blockiert.

Und damit wäre also alles verloren und der stolze Kaiser müßte sich etwa ergeben? Man wird sehen, daß das doch nicht ganz der Fall sein braucht.

Deutschlands Ausfallpforten.

Bis jetzt haben wir nur von Hamburg und Bremen gesprochen, als den einzigen Häfen, durch die die deutsche Industrie sich mit Rohstoffen versorgen könnte. Das ist nicht ganz richtig. Es gibt noch zwei andere Häfen, die für das wirtschaftliche Leben Deutschlands ebenso wichtig sind; das ist Rotterdam und vor allem Antwerpen.

Das nicht weit von der Rheinmündung gelegene Rotterdam ist der Hafen für Tausende von Schiffen, die

den Rhein hinauf der ganzen rheinischen und westfälischen Industrie ihre Rohstoffe bringen.

Auch von Antwerpen an dem breiten Unterlauf der Schelde ist der Weg nach Essen viel kürzer als nach Bremen. Von Antwerpen aus erhält die rheinische Industrie auf belgischen Bahnen und belgischen Schiffen einen großen Teil ihres Rohstoffbedarfs. Und über Antwerpen exportiert sie den größten Teil ihrer Erzeugnisse.

So sind Rotterdam und Antwerpen zu zwei großen Zwischenstationen für die deutsche Industrie geworden; sie sind wirtschaftlich betrachtet zwei deutsche Städte. Politisch aber gehören sie zu fremden Staaten, Rotterdam ist holländisch und Antwerpen belgisch.

Das ist ein Moment von ungeheurer Tragweite.

Was wird nämlich Deutschland gleich mit Kriegsausbruch tun? All seine Schiffe, die sich zu dieser Zeit in fremden Häfen befinden, werden sich entnationalisieren und werden sich unter neutraler Flagge ruhig nach Rotterdam oder Antwerpen begeben. Die englischen Kriegsschiffe können gar nichts dagegen tun, da es sich ja um neutrale Schiffe handelt, die nach neutralen Häfen gehen.

An den Quais von Antwerpen werden diese Schiffe ihre Waren ausladen, die dann auf den belgischen Wasserstraßen das deutsche Industriegebiet erreichen werden. Ebenso werden sie die Erzeugnisse der deutschen Industrie aufnehmen und sie in Seelenruhe an den Geschützen der englischen Schiffe vorbei transportieren, ohne daß diese etwas dagegen tun können; denn es sind ja der Theorie nach belgische Waren, die da auf belgischen Schiffen exportiert werden.

Die internationale Bedeutung der beiden Häfen wird nunmehr verständlich sein. Antwerpen und Rotterdam sind die Ausfallspforten der Festung Deutschland, durch die sie mit dem Ausland weiter in Verkehr bleiben kann: Solange sie offen bleiben, mag England ruhig Bremen und Hamburg blockieren. Die englischen Dreadnoughts

mögen das Meer beherrschen, alle englischen Bemühungen werden umsonst sein. England wird zusehen müssen, wie vor den Mündungen seiner Geschütze die deutsche Industrie sich mit Rohstoffen versorgt und nach wie vor ihre Produkte über die ganze Welt ausbreitet.

Aus diesem Grunde wird der Kaiser mit aller Macht darauf sehen, daß die Häfen Rotterdam und Antwerpen geöffnet bleiben. Und aus demselben Grunde wird die Regierung Georgs V. ebenfalls mit aller Macht darauf ausgehen, sie zu schließen.

Die belgische Neutralität.

Bei Rotterdam wird das erstere vielleicht gar nicht so schwer sein. Holland ist schon seit langem in den Bannkreis der deutschen Politik gezogen. Fast sein ganzer Handel ist auf Deutschland orientiert; seine Eisenbahnen stehen unter der Kontrolle von Berlin und seine Regierung folgt gern den Inspirationen Wilhelms II.

Im Falle eines Konflikts werden wahrscheinlich alle befestigten Plätze und die Häfen Hollands vom ersten Augenblick an durch preußische Truppen besetzt sein, ohne Rücksicht auf Hollands Einwilligung. England könnte allerdings dann das Land als kriegführende Macht behandeln und den Versuch machen, sich durch Waffengewalt in den Besitz Rotterdams zu setzen.

Bei Antwerpen ist es aber anders. Belgien ist, wie bekannt, ein neutrales Land. Durch feierlichen Vertrag haben sich alle angrenzenden Mächte verpflichtet, im Kriegsfall sein Gebiet zu respektieren. Sollte eine Macht nur den Versuch machen, mit ihren Truppen durch belgisches Gebiet zu marschieren, so sind schon die anderen garantierenden Mächte verpflichtet, den Versuch mit Waffengewalt zu hindern.

Hier liegt die große Schwierigkeit für England. Denn wenn es Antwerpens Hafen schließen will, müßte

es unter Vertragsbruch in Belgien eindringen, und würde sich so einen europäischen Krieg zuziehen.

Nun gibt es aber doch eine Möglichkeit, diese Schwierigkeit zu beheben. Antwerpen liegt nämlich nicht am Meer; es ist wie Rouen, Nantes oder Bordeaux ein Flußhafen, der sich 70 km flußaufwärts befindet. Man braucht deshalb, um diesem Flußhafen den Zugang zu sperren, keine Landung vorzunehmen, sondern ein Geschwader vor der Mündung des Flusses genügt.

Die Frage der Befestigung von Vlissingen.

Nun erhebt sich hier aber eine neue Schwierigkeit. Die Mündung der Schelde befindet sich auf holländischem Gebiet und wird beherrscht durch den holländischen Ort Vlissingen. Und die Regierung der Königin Wilhelmine hat soeben, augenscheinlich durch Wilhelm II. beeinflußt, beschlossen, diesen Platz zu befestigen.

Man denke sich also diesen Plan ausgeführt, die Mündung der Schelde durch starke Küstenbatterien geschützt, und ein deutsches Geschwader unter ihrem Schutz vor Anker; das kann dann mit diesem guten Stützpunkt die englischen Dreadnoughts fernhalten und wird mit aller Macht die Scheldeschiifahrt von und zu Antwerpen freihalten können.

Daraus versteht man, welchen Ärger die Nachricht von der geplanten Befestigung von Vlissingen in allen englischen amtlichen Kreisen erregte. Nicht als ob der kleine Ort in sich selbst eine so besondere Bedeutung besäße; aber er ist der Schlüssel zum Hafen von Antwerpen, und wenn Antwerpen nicht „versiegelt“ werden kann, ist es nichts mit dem englischen Plan einer Blockade des deutschen Handels.

Sofort hat die ganze englische Presse angefangen, Holland mit Drohungen mürbe zu machen. Auch die „Times“, das Organ des englischen Auswärtigen Amtes,

gebrauchte die auffälligen Worte: „Eine Befestigung von Vlissingen ist wie eine auf das Herz Englands gerichtete Pistole.“ Durch diese Drohungen eingeschüchtert, haben holländische Regierung und holländische Kammer ihren Plan noch nicht zur Ausführung gebracht. Aber die Frage ist von nun an in Fluß, und sie ist eins der schwersten politischen Probleme für Europa.

Wenn England über Deutschland triumphieren soll, muß der Hafen von Antwerpen „versiegelt“ werden können; wenn Deutschland den englischen Plänen rechten Widerstand leisten will, muß Antwerpen offener Hafen bleiben. Für beide Länder ist's eine vitale Frage.

Um Antwerpen wird sich das Schicksal der beiden Reiche entscheiden und in den belgischen Niederungen wird zwischen den beiden großen Industrievölkern der Würfel über die wirtschaftliche Beherrschung der alten Welt fallen.

Die Neutralität Belgiens ist aber auch noch durch Frankreich garantiert. Und deswegen will jede der beiden Mächte uns jetzt in diesen gefährlichen Konflikt hineinziehen.

Wir könnten nun sagen, mögen England und Deutschland sich schlagen, wenn sie es absolut wollen, wir brauchen uns ja nicht hineinzumengen und können neutral bleiben! So vernünftig das an sich ist, so schwer ist es unglücklicherweise! Denn beide Gegner wollen uns in den Konflikt ziehen. England braucht nämlich unsere Armee, und Deutschland unser Geld. Hier liegt das Geheimnis für all die chauvinistischen Ausbrüche, von denen jetzt die Presse so voll ist. Dabei ist das nur ein Anfang. Aber immerhin ein Grund mehr, die ganze Situation mit kaltem Blut zu studieren.

England braucht unsere Armee.

Um die deutsche Industrie auszuhungern, muß, wie ich gezeigt habe, England unbedingt Antwerpen blockieren.

Es kann dabei aber sicher sein, daß der deutsche Kaiser das nicht ohne Widerstand zuläßt. Auf das erste Anzeichen eines Krieges — und zwar vor seiner offiziellen Erklärung — wird wahrscheinlich eine deutsche Flotte unter dem Schutz der holländischen Küstenforts vor Vlissingen vor Anker gehen, und wird ein preußisches Armeekorps in Eilmärschen vorrücken, um Antwerpen zu besetzen. Wenn der Plan gelingt, wenn ein englisches Geschwader ihm nicht zuvorkommt, muß Antwerpen von den Engländern zu Land genommen werden.

Nunmehr ändert sich der Lauf der ganzen Geschehnisse: über die maritime Blockade hinaus entsteht noch ein kontinentaler Krieg. Dazu muß England Truppen in Belgien landen, müssen diese Truppen den Weg der preußischen Armee versperren und sie über den Rhein und die Maas zurückwerfen. Aus diesem Gesichtspunkt heraus hat der große englische General Lord Kitchener gesagt: „Die Grenze des englischen Reichs in Europa ist nicht der Pas de Calais, sondern die Maaslinie.“ Ein eigentümliches Wort, das zeigt, was er von der belgischen Neutralität hielt!

Die Schwierigkeit ist nun für England nur die, mit was für Truppen es diese Grenze besetzen soll.

In England gibt es bekanntlich keine allgemeine Dienstpflicht. Von allen europäischen Völkern hat allein England seinen Bürgern die schwere Last eines „Volksheeres“ erspart. Mächtig durch seine gewaltige Flotte hat es sich bis jetzt mit einer kleinen Armee von Berufssoldaten und einer Reserve von 200000 Freiwilligen begnügt, braven Burschen ohne Begeisterung und Disziplin, über deren geringen Wert der Kriegsminister Haldane selbst sich kürzlich geäußert hat. Man erinnert sich auch noch, wie wenig sich diese Armee gegen die Buren bewährt hat.

Nun handelt es sich bei einem Krieg mit Deutschland nicht nur um einen Kampf gegen tapfere, aber ungeschulte

und undisziplinierte Bauern, sondern mit der am besten ausgerüsteten, geschulten und organisierten Armee von Europa.

Man stelle sich dieser Armee gegenüber die „Freiwilligen“ von London vor, geführt von ihren Paradeoffizieren, alle mit einer Ausbildung von sechs Wochen.

Dieser furchtbaren Gefahr gegenüber hat schon der englische Generalstab Alarm geschlagen. Der oberste Führer der Armee, Lord Roberts, hat im Parlament erklärt: „Unsere gegenwärtige Situation kann nur durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht verbessert werden.“

Dies Mittel ist aber leider nicht ganz nach dem Geschmack des englischen Volkes. Das hat immer als einen unschätzbaren Vorzug angesehen, nicht zwei Jahre seines Lebens in der Kaserne unter ermüdenden und nichts eintragenden Übungen verbringen zu müssen.

Sicher sind in England die chauvinistischen Ideen ebenso stark wie auf dem Kontinent. Aber der Imperialismus der „Groß-Engländer“ ist um so kriegerischer, als jeder von ihnen weiß, daß er nicht in die Lage kommen wird, sein Blut nun auch für Größe und Ruhm des Reiches vergießen zu müssen. Wenn es aber hieße, plötzlich Gewehr und Tornister zu nehmen und sich in den belgischen Ebenen für die Pläne des Herrn Chamberlain den Schädel einschlagen zu lassen, dann würde wahrscheinlich die Politik der englischen Chauvinisten viele Anhänger verlieren.

Liberales und Konservative in England haben diese im Volksempfinden vorhandenen starken Widerstände wohl begriffen. Sie haben begriffen, daß die zwangsweise Einführung der allgemeinen Wehrpflicht unter den Bürgern des freien Englands ihre ganze kriegerische Politik auf immer zerstören würde. Nach einigen fruchtlosen Versuchen im Oberhaus hat man daher auf die allgemeine Wehrpflicht verzichtet.

Aber die Engländer brauchen doch Truppen, um Belgien zu besetzen und die Deutschen über die Maas zurückzuwerfen. Und da die Engländer selber nicht genug haben, haben sie an Frankreich gedacht. Sie überlegen nun wie folgt: „Wir haben keine Soldaten, dafür aber hat Frankreich genug davon. Die Leute über dem Kanal haben ja eine zahlreiche, wohlausgerüstete und geschulte Armee, die es mit den Deutschen wohl aufnehmen könnte. Die Franzosen sind tapfer und kriegerisch; sie lieben den Krieg und verstehen ihn zu führen. Wenn man ihnen mit Worten wie „nationale Ehre“ und „die obersten Interessen des Vaterlandes und der Zivilisation“ zu kommen versteht, werden sie marschieren. Wir müssen die französische Armee für unsere Zwecke zu gewinnen suchen. Das wird nicht sehr schwierig sein. Die französische Demokratie ist nur eine schöne Fassade. In Wirklichkeit wird dieses Volk durch eine Minderheit von Bankiers und Industriellen regiert, die die Presse und die Politiker in Händen haben. Mit dieser Minderheit müssen wir verhandeln. Wir können ihnen einige große Kriegsanleihen versprechen, wobei ihre Banken fette Kommissionen einstecken werden. Wenn wir uns verpflichten, ihnen einige Bahnkonzessionen in der Türkei, einige fette Unternehmungen in Syrien, in Äthiopien und in Marokko zu verschaffen, dann werden sie für eine Anzahl Millionen uns die französische Armee mit Haut und Haar ausliefern.“

So haben die Engländer überlegt, und ihre Politiker haben sich ans Werk gemacht.

Bald nach Schluß des Transvaalkrieges kam 1903 Eduard VII. nach Paris, und all die guten Leute, die kurz vorher „Hoch Krüger“ geschrien hatten, erfuhren nun durch die Presse, daß sie nunmehr „Hoch England“ rufen mußten.

Um sich erkenntlich zu zeigen, überließ uns das Londoner Kabinett für unseren Verzicht auf Ägypten, wo wir die Finanzkontrolle hatten, großmütig Marokko,

das ihm gar nicht gehörte. Und auf allen offiziellen Banketten begeisterte man sich für die „Entente cordiale“.

Dabei allein aber blieb es nicht.

Delcassés Versuch, uns in einen Krieg mit Deutschland zu verwickeln, hatte mit seinem Sturz geendet; daraus hatte England gesehen, daß es mit Vorsicht vorgehen müsse. Es wartete nun, bis der Freund und Zehgenosse Eduards VII. wieder zur Macht gekommen war. Wie durch Zufall ist er jetzt Marineminister geworden. Und wieder wie durch Zufall wurde gleich nach seinem Amtsantritt bekannt, daß zwischen London und Paris Verhandlungen im Gange waren über den Abschluß einer Militärkonvention. Natürlich wird diese Konvention „defensiv“ sein. Aber es ist ja so leicht für England, Deutschland durch eine Blockade von Antwerpen zu zwingen, ihm den Krieg zu erklären. Und dann sind es wir Franzosen, die wir uns auf den belgischen Schlachtfeldern hinschlachten lassen müssen, aber diesmal nicht „pour le roi de Prusse“, sondern für den König von England.

Das sind die Machinationen, die jetzt unter dem Schleier diplomatischer Korrespondenzen vor sich gehen, während die Parlamente dazu schweigen. Immer hatte England auf dem Festland einen „Soldaten“ nötig. Früher, zur Zeit der Napoleonischen Kämpfe, hatte es die österreichischen und preußischen Truppen bezahlt, um gegen Frankreich zu kämpfen; heutzutage ist es der französische Soldat, der gegen Deutschland kämpfen soll.

Die Rollen sind vertauscht, das Stück aber ist dasselbe geblieben. Es fragt sich nur, ob wir es spielen wollen.

Frankreich und Deutschland.

Ich kenne viele brave Franzosen, die der Meinung sind, daß Kaiser Wilhelm jeden Morgen beim Frühstück überlegt, ob er nicht die Mobilmachung befehlen und seine

Ulanen auf Nancy loslassen soll . . . Sie glauben, daß man in Deutschland an nichts anderes als einen Überfall auf uns denkt. Und man muß zugeben, die Mehrzahl unserer Zeitungen tut, was in ihren Kräften steht, um diese Besorgnis zu unterhalten.

Unsere Schwerindustrie kommt auf der Jagd nach immer neuen Bewilligungen von Kanonen und Panzerschiffen, zur Bereicherung ihrer Aktionäre nicht um den Gedanken herum: was würde ohne die Furcht vor dem deutschen Popanz aus den Dividenden von Creusot?

Übrigens geht auf der deutschen Seite das gleiche Spiel. Jedesmal, wenn Bismarck oder seine Nachfolger im Reichstag ein neues Septennat oder neue Rüstungen durchbringen wollten, nahm man ein paar Artikel der „Patrie“ oder eine Rede von Déroulède und ließ aus all der Rhetorik die Revancheidee gefährlich auftauchen; so hat man für die deutsche Schwerindustrie alles, was man wollte, erreicht. (Man darf dabei nicht vergessen, daß der Kaiser einer der Hauptaktionäre von Krupp ist.) Es ist also auf beiden Seiten dasselbe Spiel mit drohenden Worten und rhetorischen Wirkungen. Wie kann man sich nun klar darüber werden, ob diese Drohungen echt sind oder nur ein einfacher Bluff der Schwerindustrie?

Dafür genügt ein genauerer Blick auf die wirtschaftlichen Interessen der beiden Mächte. In Deutschland wie in Frankreich, wie ja überhaupt in allen großen Staaten, sind es diese Interessen und nicht etwa die Kapricen der Monarchen, wodurch die auswärtige Politik bestimmt und über Krieg und Frieden entschieden wird.

Gibt es deutsch-französische Streitfragen?

Seit über 40 Jahren hat es nicht an Gelegenheiten für die Deutschen gefehlt, uns anzugreifen und uns zu besiegen. Wenn sie es nicht getan haben, so war es nicht aus Sympathie für uns, sondern weil die Nation mit An-

spannung aller ihrer Kräfte daran war, sich zu industrialisieren.

Ich habe in meinem Buch „La force allemande“ ausgeführt, durch welche geduldige, unaufhörliche und methodische Bemühungen das gelungen ist. Und das hat die Deutschen nun zu Rivalen der Engländer gemacht. Gibt es aber auch wirkliche Streitfragen zwischen uns und ihnen?

Vom wirtschaftlichen Standpunkt betrachtet verkauft Deutschland ungefähr soviel an Frankreich, wie es von ihm kauft. Seit 20 Jahren halten sich Export und Import der beiden Länder untereinander ungefähr die Wage. Andererseits verkaufen die Deutschen auf allen Weltmärkten Gegenstände des täglichen Gebrauchs, Maschinen, Baumwollwaren, Kurzwaren usw., während wir nur Luxuswaren exportieren, Modeartikel, Geschmeide usw., und im Geschmack können die Deutschen nicht mit uns konkurrieren.

Es handelt sich also um gar keine Handels-Konkurrenz, wirtschaftliche Streitfragen gibt es nicht!

Dann gibt es Leute, die mit Hinblick auf unsere Kolonien sagen, Deutschland mit seinem kleinen Kolonialbesitz könnte Absichten auf den unseren haben.

Was diese Besorgnis angeht, so rate ich, den Bericht des Herrn Viollette zu lesen, der uns unsere Kolonien in einem traurigen Licht zeigt. Eine einzige macht sich bezahlt, Indochina; und auch sie ist durch das System Doumer so ausgesaugt, daß sie vor einer allgemeinen Revolte steht.

Man kann deshalb annehmen, daß Deutschland am Vorabend eines ernstesten Konflikts mit England nicht wünschen kann, seine verwundbaren Punkte auf der ganzen Welt noch zu vermehren. Ihm liegt vielmehr daran, unter dem Schein einer Wahrung der türkischen Unabhängigkeit die asiatische Türkei zu kolonisieren.

Es bliebe also nur noch das Verlangen Deutschlands, eine französische Provinz zu erobern. Aber Deutschland

hat schon genug an seinen früheren Eroberungen: Seit 1½ Jahrhunderten kann es Polen nicht recht verdauen, im dänischen Schleswig hat es Unruhen und jetzt gibt es Elsaß-Lothringen die Autonomie, da es das Land nicht regieren kann. Höchstens nach einem Gebiet könnte es die Deutschen gelüsten. Sie haben zu wenig Eisenerz. Nun hat man gerade an der Grenze, im Departement Meurthe et Moselle, eins der mächtigsten Lager entdeckt, und das zu annektieren, könnten die deutschen Industriellen Verlangen tragen. Aber auch das ist ganz unnötig, da unsere Kapitalisten selber ihren deutschen Rivalen durch freiwilligen Verzicht einen großen Teil der Konzessionen überlassen haben. Warum sollte Wilhelm II. sich anstrengen, mit Waffengewalt ein Gebiet zu erobern, dessen Ausbeutung unsere patriotischen Großindustriellen ihm Tag für Tag freiwillig überlassen!

In der Tat, ich kann beim besten Willen keine Gründe finden, weshalb die Deutschen uns angreifen sollten!

Das deutsch-französische Syndikat von 1902.

Im Gegenteil, ich sehe eher Gründe, weshalb sie sich mit uns gut stellen müssen.

Vor allem nämlich haben sie unser Geld nötig.

Um Industrien zu gründen, braucht man Kapital, und davon hat Deutschland nicht genug. Zweifellos erzielt es jedes Jahr großen Gewinn. Aber es ist als Staat relativ jung und hat nicht die gewaltigen Reserven älterer Nationen wie England oder Frankreich, deren Industrie ein oder zwei Jahrhunderte länger besteht, und die somit in ihren Sparkassen Milliarden aufhäufen konnten.

In Deutschland verschlingen die Neugründungen jedes Jahr die Ersparnisse, und je mehr das Land sich entwickelt, desto mehr braucht es Geld.

Wo soll es nun das Geld finden, wenn nicht in Frankreich, in diesem Lande von Kapitalisten ohne Initiative,

die mit den reichsten Ersparnissen der Welt nichts anderes anzuwenden wissen, als sie fremden Ländern zu leihen.

Im Jahre 1902 versuchte Wilhelm II. eine Finanzallianz mit unseren Banken ins Leben zu rufen. Er hatte eben vom Sultan die Konzession der Bagdadbahn erlangt, die jetzt die Begehrlichkeit von Europa so gewaltig erregt. Aber Deutschland hatte damals knapp eine wirtschaftliche Krise hinter sich und hatte nicht genügend disponible Gelder. In diesem Zeitpunkt näherte sich der Kaiser unseren Banken. Ein deutsch-französisches Syndikat wurde gegründet. Es hatte als Präsident Arthur von Gwinner, den Präsidenten der Deutschen Bank, und als Vizepräsidenten Herrn Vernes, den Genossen der Rothschilds in der „Compagnie du Nord“ und in der „Compagnie du Midi“ und Aufsichtsrat der Bank „de l'Union Parisienne“, der „Banque Ottomane“, der Eisenbahn Saloniki—Konstantinopel usw. Hinter Vernes standen noch Rouvier, G. Auboyneau usw.

Nachdem diese Verständigung zwischen den Finanzleuten zustande gekommen war, wurde eine diplomatische Annäherung unvermeidlich. Und schon predigte Jules Lemaitre (der damals noch nicht „Nationalist“ und „camelot du roi“ geworden war) Vergessen der Vergangenheit und Freundschaft mit Deutschland.

Es ist kein Zweifel, daß wir heute die Entente cordiale mit Deutschland hätten, wenn dies Finanzbündnis durchzusetzen gewesen wäre.

Der Besuch Eduards VII.

Aber in diesem Augenblick fing man an, sich in England zu beunruhigen.

In seinem ökonomischen Wettkampf mit Deutschland hat England nur eines wirklich voraus: die Stärke und den Überfluß seiner Kapitalien. Wenn Frankreich sein Geld dem Rivalen Englands leihen würde, wäre die britische Überlegenheit endgültig aufs Spiel gestellt.

Als bald erschien, im Anfang des Jahres 1903, Eduard VII. mit großem Pomp in Paris.

Die überraschten Pariser, die vor zwei Jahren noch „Es lebe Krüger“ und „Nieder mit Chamberlain“ gebrüllt hatten, erfuhren mit einem Male, daß man nunmehr „Es lebe Eduard VII.“ rufen müsse.

Was damals wohl zwischen dem König, Delcassé, Vernes und einigen anderen verhandelt wurde? Erst die Geschichte wird es zeigen können.

Eins ist sicher: Am Tage nach der Abfahrt des Königs nach London verkündeten die Finanzagenturen, daß Herr Vernes und seine Gruppe sich von dem Bagdadbahn-Konsortium zurückzögen, und daß das deutsch-französische Syndikat gesprengt sei.

Und ein Jahr später war die Entente cordiale mit England geschlossen.

Als Ersatz für den Verzicht auf jegliche Finanzkontrolle über Ägypten und als Entschädigung unserer Kapitalisten für die verlorene Beteiligung am Bagdadbahn-Geschäft machte das Londoner Kabinett uns Marokko zum Geschenk. Die Engländer machten uns das Geschenk um so lieber, als sie es selbst gar nicht besaßen; und die jüngsten Vorkommnisse in Fez zeigen wieder einmal, daß man das Fell des Bären nicht kaufen soll, bevor er nicht tot ist.

Wie dem auch sein mag, Herr Delcassé, der nunmehr mit Englands Geschick so eng verbunden ist, machte sich sofort daran, Deutschland „einzukreisen“ und uns an den Rand eines Krieges zu bringen.

Man weiß, wie er dann 1905 von Rouvier „abgeschüttelt“ wurde.

Die Bemühungen Wilhelms II.

In jenem Moment hatte Wilhelm II. eine schöne Gelegenheit, uns anzugreifen: unsere ganze nationalistische Presse ist einstimmig der Meinung, daß unsere unbesieghchen Generale geschlagen worden wären.

Der Kaiser hat den Angriff nicht unternommen. Freilich nicht aus Sympathie für uns, sondern einfach deshalb, weil sein Interesse ihm riet, uns zu schonen.

Anstatt uns anzugreifen, suchte er mit allen Mitteln die Beziehungen zu unseren Geschäftsleuten wieder anzuknüpfen. Nach 1906 gab er sich bei einer Reihe von Anlässen in Kleinasien, in dem Syndikat von Quenza, in der „Union des Mines Marocaines“ viele Mühe, die deutschen Kapitalisten mit den französischen zusammenzubringen. Er hat offiziös in Glarus in der Schweiz ein kleines deutsch-französisches Syndikat für die Emissionen der Bagdadbahn wieder erstehen lassen, und jedes Vierteljahr nehmen die deutschen Banken zu hohem Zins gewaltige Summen vom Credit Lyonnais zu leihen. So bemüht er sich auf alle Weise, die Dinge wieder an den Punkt zurückzuführen, an dem sie sich im Jahre 1903 befanden vor dem Besuch Eduards VII. in Paris. Dies Bestreben war auch daraus zu ersehen, daß der deutsche Kaiser der erste war, der nach dem Unglück des Luftschiffes „Patrie“ einen Kranz für die Totenfeier der verunglückten Offiziere sandte.

Sicherlich sind diese Freundschaftsbezeugungen interessiert. Wilhelm II. sucht sich mit allen Mitteln unserem Lande zu nähern, weil er uns braucht; weil die Industrie seines Landes für ihre Entwicklung das französische Kapital nötig hat. Und das ist allein schon eine Garantie dafür, daß Deutschland uns nicht bekriegen wird.

Besonders aber wäre in einem englisch-deutschen Konflikt das französische Geld dem Kaiser vonnöten. Und gerade das wiederum macht unsere Situation so schwierig.

Das Heil des Deutschen Reiches kann von der Pariser Börse kommen.

Vor zwei Jahren war in Hamburg ein deutscher Bankkongreß, auf dem sich alle Finanzgrößen des Landes trafen.

„Unsere militärische Mobilmachung ist tadellos“, heißt es im Bericht des Kongresses, „aber unsere finanzielle Mobilmachung ist nicht fertig. Ein Krieg mit England wird zum mindesten fünf Milliarden pro Jahr kosten; und er wird vielleicht zwei Jahre dauern“

Woher soll Deutschland diese zehn Milliarden bekommen? In London oder New York sicher nicht. Auch bei seinen österreichischen oder italienischen Verbündeten nicht; die haben nicht einmal genug für sich selber. Und wohl noch viel weniger der Zar aller Reußen!

Es bleibt also nur Frankreich, das reiche Frankreich, das nicht weiß, was es mit seinen Ersparnissen machen soll, Frankreich, das dieses Jahr für sechs Milliarden Werte aufgenommen hat, davon 4500 Millionen fremde Werte. Der französische Rentner hat es auch Rußland durch eine Anleihe von zwei Milliarden ermöglicht, während zweier Jahre gegen Japan zu kämpfen.

Wenn Frankreich dasselbe für Deutschland tun wollte! Dann würden die in Paris gezeichneten Kriegsanleihen die Schatzkammern in Spandau füllen; in ihnen könnte der Kaiser das Geld finden, das er zur Reparatur seiner Panzerschiffe, zur Verproviantierung und Ausrüstung seiner Soldaten nötig hätte. Es würde keine industrielle, keine Finanzkrise geben. Ohne sich erschöpfen zu müssen, könnte Deutschland den Zusammenstoß mit England aushalten.

Darum erhofft Deutschland sein Heil von der Pariser Börse.

Das wäre der enorme Dienst, den Frankreich nur durch die Macht seiner Ersparnisse seinem stolzen Nachbar leisten könnte. Und daraus versteht man die Bemühungen Wilhelms II., uns durch Güte oder Drohungen in seinen Bannkreis zu ziehen.

Nun bedeutet aber leider eine französische Anleihe nach Deutschland den Bruch mit England. Niemals würde das Londoner Kabinett es zulassen, daß Frankreich

den Berlinern die Gelder zur Herstellung von Granaten leiht, mit denen die englische Flotte beschossen werden soll. Und es ist allgemein bekannt, daß die Zulassung deutscher Werte für offizielle Notierungen in Paris sofort die Auflösung der Entente cordiale zur Folge haben würde.

So befinden wir uns in einer recht ungemütlichen Situation. Jeder der beiden Gegner sucht uns gegen den anderen auszuspielen: Der eine braucht unser Geld, der andere unsere Armee. Und es ist für uns unmöglich, einem der beiden unsere Unterstützung zukommen zu lassen, ohne uns wiederum den Repressalien des anderen auszusetzen.

Es gäbe wohl eine Lösung, die darin bestände, streng neutral zu bleiben, und weder militärische Hilfe noch finanzielle Unterstützung zu gewähren. Aber können wir das? Wird Deutschland, wenn wir ihm die nötigen Anleihen auf unserem Markt verweigern, nicht den Versuch machen, unser Geld mit Gewalt zu bekommen?

Das ist unser schwerstes Problem, dem man nur nach genauem Nachdenken beikommen kann.

Ein doppelter Krieg würde doppelte Kosten erfordern.

Nehmen wir an, daß der Krieg zwischen den beiden Rivalen ausgebrochen sei und daß Frankreich neutral bleibt.

Auf die erste Nachricht von der Kriegserklärung, schrieb der ehemalige Direktor der Darmstädter Bank, Herr Rießer, würde das ganze wirtschaftliche Leben stillstehen, würden alle Eisenbahnen von Truppentransporten besetzt sein, die Arbeitskräfte fehlen und der Preis der täglichen Gebrauchsmittel würde steigen; die Kapitalisten würden ihre Depots aus den Banken ziehen und die Kreditinstitute würden ihre Kassen sich entleeren sehen.

Nun ist aber gerade in diesem Moment der Staat gezwungen, um die ungeheuren Kriegsausgaben zu be-

streiten, nacheinander Anleihen von Hunderten von Millionen zu machen. Um ihre Zeichnung zu ermöglichen, muß er die Anleihen zu einem sehr niedrigen Preis anbieten. Um selber zeichnen zu können, müssen die deutschen Rentner nun ihre Industripapiere verkaufen, die dafür eine starke Deroute erleiden würden. Das Gold wird rar, und es muß ein Zwangskurs der Banknoten eingeführt werden; eine Geldkrise steht vor der Tür.

Es ist indessen möglich, daß das deutsche Kapital mit Geistesgegenwart und voll Vertrauen auf die Regierung, solange vor allem die Flotte nicht geschlagen ist, diese Krise zu vermeiden versteht.

Wenn aber Frankreich infolge seiner Militärkonvention mit England auch mit auf den Plan tritt, ändert sich die Sachlage. Es genügt nun nicht mehr, zwei Armeekorps nach Antwerpen zu schicken; es muß die ganze Armee mobilisiert werden, eine Million Menschen muß an die Maas und in die Vogesen geworfen werden, muß transportiert, versorgt, gepflegt werden. Das ist nicht mehr ein Krieg, das sind zwei Kriege, die man durchhalten muß: einer auf dem Meere, einer auf dem Lande, und letzterer würde nicht der billigere sein.

Ehrlich gesprochen, kann man nicht annehmen, daß Deutschland, das schon nicht Geld genug hat für den Seekrieg, den Gleichmut haben würde, sich ohne zwingende Not noch die ungeheure Last eines Kontinentalkrieges aufzuladen.

Das wäre geradezu unsinnig. Die deutschen Staatsmänner sowie vor allem die leitenden Bankiers haben gezeigt, daß sie zu rechnen verstehen.

Die Rolle Frankreichs als Geisel.

Ich weiß freilich, daß die chauvinistischen Zeitungen jenseits des Rheins (die es ja in Deutschland wie bei uns gibt) fürchterliche Drohungen laut werden lassen. Pro-

fessor Schiemann, der deutsche Déroulède, hat gesagt: „Im Falle eines Krieges mit England nehmen wir Frankreich als Geisel.“ Und der alte Bismarckianer Harden hat erklärt: „Wir werden in Frankreich einfallen, werden ihm eine Kriegskontribution von 20 Milliarden auferlegen und werden mit diesem Geld die Kosten unseres Krieges mit England bestreiten.“

Aber das sind alles Rodomontaden, deren sich nun unsere Nationalisten mit Begeisterung bedienen und die keiner noch so kurzen Prüfung standhalten. Denn um uns zehn bis zwanzig Milliarden zu entreißen, wäre es nötig, zuerst selber zwei oder drei aufzubringen. Wenn man sich die französische Armee auch noch so inferior vorstellt, sechs Wochen wird sie sicher Widerstand leisten können wie die Österreicher vor Königgrätz oder die napoleonischen Truppen vor Sedan. Ich weiß nun von einem General, der mit mir die Angelegenheit in der „Ecole des Hautes Studes Sociales“ zu besprechen die Freundlichkeit hatte, daß der erste Monat der Feindseligkeiten jeder Armee mindestens eine bis anderthalb Milliarden kosten würde.

Deutschland müßte also seinen Hilfsmitteln ein oder zwei Milliarden für den Krieg gegen Frankreich gerade in dem Zeitpunkte entziehen, wo es sie alle gegen England am nötigsten hätte. Es ist ein Unsinn, zwei Gegner zu gleicher Zeit schlagen zu wollen, und zwar zwei Gegner von solcher Widerstandskraft.

Aber mit der von Frankreich erpreßten Kriegsschädigung, so heißt es, könnte der Kaiser immer noch auf seine Kosten kommen, und es bliebe ihm noch genug für den Krieg gegen England.

So redet nur, wer von Geldangelegenheiten nichts versteht.

Glaubt man wirklich, daß sich zehn bis fünfzehn Milliarden so auf den Tisch zahlen lassen wie eine Banknote beim Krämer. Nach dem Jahre 1870 brauchten wir mehr als zwei Jahre, um die fünf Milliarden nach Deutsch-

land zu zahlen; und ganz Europa — auch die Preußen — haben das als fabelhafte Krafftleistung angesehen.

Das Frankreich von heutzutage ist noch reicher, wohl verstanden. Aber wenn man von ihm zehn, fünfzehn oder gar zwanzig Milliarden verlangt, so würde es eine glänzende Leistung sein, wenn für die Aufbringung nur drei oder vier Jahre gebraucht würden. Selbst die erste Milliarde wird nicht vor einem Jahr flüssig gemacht werden können. Und zu diesem Zeitpunkt würde der Krieg mit England schon zu Ende sein: das französische Geld würde zu spät kommen.

Und gerade darauf rechnet man in London. Man macht sich keine großen Illusionen über unseren militärischen Wert. Man nimmt an, daß wir in Belgien geschlagen und daß wir dort vielleicht ein neues Waterloo erleiden werden. Aber wir hätten doch Deutschland gezwungen, sich zur gleichen Zeit die Kosten eines doppelten Krieges zur See und zu Land aufzuladen; wir würden es gezwungen haben, eine Milliarde oder zwei für sein Landheer auszugeben, das Geld eben, mit dem es seine Panzerschiffe hätte reparieren oder ersetzen können. Wir hätten eben einfach beigetragen, seinen Schatz zu leeren.

Nun hängt, wie Ludwig XIV. sagte, der Sieg vom letzten Fünffrankstück ab. Der Kaiser, dessen Hilfsmittel durch den Landkrieg erschöpft sind, wird nicht mehr Geld genug haben, um seine Flotte neu auszurüsten und wird kapitulieren müssen. Das wird der Triumph Georgs V. sein.

Es wird also so gehen, daß Frankreich mit aller Wahrscheinlichkeit okkupiert, geplündert und für eine ganze Generation mit einer ungeheuren Kriegskontribution belastet werden wird; England aber wird über seinen Rivalen gesiegt haben. Einem besiegten Deutschland und einem furchtbar geschwächten Frankreich gegenüber wird es die absolute Vorherrschaft in der Welt wieder erobert und befestigt haben: Rule Britannia!

So sieht das Risiko aus, dem wir uns aussetzen, wenn wir die vortreffliche „Entente cordiale“ in ein höchst gefährliches „Militärbündnis“ verwandeln wollen.

Deutschland aber hat keinerlei Interesse, uns anzugreifen.

Haben wir ein Interesse, uns seinem Gegner zu verbünden, um es anzugreifen?

Dieser letzte Punkt ist noch zu prüfen.

Die Neutralität ist für uns möglich.

Wir können zweierlei tun: Für eine der beiden Mächte Partei ergreifen oder neutral bleiben.

Für Deutschland Partei zu ergreifen, wäre sehr gefährlich. Zweifellos würde der Kaiser weder Schiffe noch Soldaten von uns verlangen; er braucht nur unser Geld. Aber die Zulassung deutscher Werte an der Pariser Börse würde unvermeidlich die Auflösung der „Entente cordiale“ nach sich ziehen. Und dann würde wieder auf der ganzen Welt jene Politik der Nadelstiche beginnen, die uns nach Faschoda geführt hat. Niemals wird ein klarsehender Franzose dazu raten.

Für England aber Partei zu ergreifen, ist für Frankreich noch gefährlicher. Das erste französische Regiment, das die belgische Grenze überschreiten würde, um auf Antwerpen zu marschieren, würde einen furchtbaren Krieg entfesseln. Alle französischen Offiziere, die ich darüber gesprochen habe, bestätigen, daß nach den Maßnahmen des deutschen Generalstabs der erste Schlag von einer unerhörten Schnelligkeit und Wucht sein würde.

Was sollen wir nun tun?

Einfach die Neutralität wahren! Und das ist nicht zu schwer. England hat kein Mittel, uns zu zwingen, auf Antwerpen zu marschieren, und Deutschland ist nicht in der Lage, uns mit Gewalt zu zwingen, ihm unser Geld zu leihen. Denn noch einmal gesagt, seine finanziellen

Mittel sind nicht danach, die Kosten von zwei Kriegen zu ermöglichen. Der Vorschlag, Frankreich als Geisel zu nehmen, ist eben nur eine Rederei deutscher Déroulèdes.

Unter diesen Umständen scheint nur eine einzige Haltung möglich, vernünftig, weise, den Interessen des Landes entsprechend wie der Erhaltung des Weltfriedens: Die französische Regierung muß eben den Engländern erklären: „Wir geben Euch nicht unsere Armee“, und den Deutschen: „Wir geben Euch nicht unser Geld“.

„Dann werdet Ihr Euch nicht schlagen können, und Frankreich wird so nicht nur seinen eigenen Interessen gedient haben, sondern auch denen der Menschheit.

Oder aber wenn Ihr Euch unbedingt abschlachten müßt, tut es in Gottes Namen! Rechnet jedoch dabei nicht auf unsere Hilfe! In diesem brudermörderischen Kampf wird weder ein Centime französischen Geldes ausgegeben, noch ein Tropfen französischen Blutes vergossen werden!“

Das würde Frankreichs Antwort sein, wenn es gefragt würde.

Der Wahwitz des wirtschaftlichen Absolutismus.

Nun wird aber das französische Volk leider nicht gefragt werden. Trotz aller demokratischen Aufmachung regiert sich das Volk nicht mehr selbst und hat auch keine Kontrolle mehr über seine regierenden Stellen. Eine kleine Anzahl von Kapitalisten hat sich des Verwaltungsrats der großen finanziellen Gesellschaften bemächtigt; in ihren Händen sind die Banken, die Bergwerksgesellschaften, die Eisenbahnen, die Schiffahrtsgesellschaften, die Elektrizitäts- und Gasanstalten, die Wasserwerke, kurz der ganze wirtschaftliche Apparat von Frankreich. Ich habe in der „Guerre sociale“ gezeigt, wie diese kleine Gruppe auch das Parlament beherrscht, über die Minister disponiert und in ihrem Solde all die bedeutenden Blätter hat, die die öffentliche Meinung

machen. Geschickt sich hinter der Attrappe der Demokratie verbergend, sind diese Leute in Wahrheit die Herren der Geschicke des Landes.

Ihrer hat sich nun eine Art Taumel bemächtigt, ein Wahnwitz der absoluten Macht, genau von der Art, wie er Ludwig XIV. befahl und Napoleon zugrunde richtete. Selten stand ein Mensch oder eine Klasse vor einer ähnlichen Versuchung. Man muß bedenken, daß Frankreich heute tatsächlich die Rolle eines arbitri mundi (des Schiedsrichters über die ganze Welt) spielen könnte. Mit französischen Soldaten könnte England vielleicht den deutschen Koloß niederringen, und mit französischem Geld könnten die Deutschen der englischen Weltherrschaft unter Umständen den Todesstoß versetzen. Welche Versuchung für eine unverantwortliche und unkontrollierte Oligarchie, ihr Schwert in die Wagschale zu werfen und die Weltherrschaft zu entscheiden! Wie sollte eine solche Rolle einen Delcassé nicht aus dem Häuschen bringen, den großenwahnsinnigen Knirps, den seine Schmeichler mit den großen Ministern unserer Vergangenheit vergleichen, ihn, der in der Geschichte als eine Art Richelieu gelten will!

Die französischen Finanzleute und die elsäß-lothringische Frage.

Es gibt gute Leute, die beim Gedanken an die Nähe eines deutsch-französischen Krieges von der „Revanche“ zu träumen anfangen. Dagegen kann ich versichern, daß unseren Bankleuten die elsäß-lothringische Frage ganz gleichgültig ist. Niemals findet sich in ihren Überlegungen, niemals auch in den Gedankengängen unserer Diplomaten ein Anzeichen davon, daß man sich mit ihr befaßte. Würde sich denn aus einem wiedereroberten Elsaß irgendwie Geld ziehen lassen, und welchen Einfluß würde sein Besitz auf die Dividenden unserer Banken haben?

Mehr noch: ausgezeichnete Spinnereien sind in

Mülhausen entstanden, mächtige Stahlwerke mit vorzüglichen Einrichtungen wurden unserer Grenze entlang in Lothringen gegründet. Da sie den unsrigen überlegen sind, hat man geglaubt, sich gegen sie mit Tarifizöllen schützen zu müssen. Nimmt man an, daß die Grenze bis zum Rhein vorgeschoben würde, dann würden alle diese Werke den Creusot-Werken, den Spinnereien in den Vogesen, in Lille und Rouen eine fürchterliche Konkurrenz machen. Deshalb sollen sie außerhalb der Zollgrenze bleiben. Unsere Geschäftsleute denken so wenig daran, Elsaß-Lothringen wieder zu nehmen, daß sie es selbst dann nicht haben wollten, wenn man es ihnen anböte! . . . Aus diesem Grunde hat man im Volk die Revanche-Idee allmählich einschlafen lassen.

Der Preis des Blutes.

Was will man dann?

Ich will es in ein paar Worten sagen:

1. Man weiß, daß unsere Geschäftsleute als Prämie für die Entente cordiale von England Marokko erhielten. Sie sollten dort das Monopol aller Anleihen und öffentlichen Arbeiten, Häfen, Eisenbahnen, Telegraphen usw. haben. . . . Sie wurden aber dann auf die Konferenz von Algeciras genötigt und sind nun unzufrieden, sich verpflichtet zu sehen, alle Konzessionen mit Deutschland teilen zu müssen. Ein Krieg wäre deshalb ein gutes Mittel, sich eines so unbequemen Teilhabers zu entledigen und das von England versprochene Monopol wieder zu erwerben.

2. Deutschland geht darauf aus, aus der Türkei ihr ausschließliches Interessengebiet zu machen, wo Aufträge, Minen, Eisenbahnen, alles seinen Untertanen reserviert wäre. Die Türkei ist nun ein Gebiet, wo die Vitali, Auboyneau und Revoil von der „Banque Ottomane“, die Rouvier von der „Banque Française“, die Schneider von Creusot schon stark engagiert sind. Wenn man den Engländern

gegen die Deutschen hilft, so wäre das eine gute Gelegenheit, sich eines ernsthaften Konkurrenten zu entledigen. Man hätte dann nur mehr mit England die einträgliche Ehre zu teilen, die Türkei zu zivilisieren.

3. Im Kriegsfall gäbe es mehrere Milliarden in Paris aufzulegen, sowohl für Frankreich wie auch für England. Und unsere großen Banken haben die gewaltigen im Jahre 1871/72 erzielten Gewinne noch in angenehmer Erinnerung!

Das sind ungefähr die Profite, welche die Geldoligarchie aus einer Intervention in einem deutsch-englischen Konflikt ziehen zu können glaubt.

Ich weiß wohl, daß es der gegenwärtigen kapitalistisch gerichteten Gesellschaftsordnung als nützlich gilt, alle wirtschaftlichen Absatzmöglichkeiten zu entwickeln. Aber kann das einen Krieg wert sein? Was sind die Minenkonzessionen von Marokko, so reich sie auch sein mögen, gegen die Verwüstungen eines Krieges in Frankreich, was bedeuten 1000 km türkischer Eisenbahn gegenüber den furchtbaren Metzeleien mit modernen Kriegsmaschinen, gegenüber den Leiden der Verwundeten, der Trauer von Frauen und Müttern und dem Elend der Waisen. Und wenn man sich das vorgestellt hat, dann entscheide man, ob die Dividenden der Creusot-Werke das Blut von 200000 jungen Franzosen wert sind.

Das ist das einzige, was unser Volk aus einem solchen Abenteuer heimbringen kann; ich glaube nicht, daß man noch etwas anderes anführen kann.

Aber unser Volk ist ja nicht Herr seines Geschickes. Eine kleine, unverantwortliche, aber mächtige Koterie hat den größten Einfluß auf seine Diplomatie gewonnen, und sucht es mit sich fortzureißen.

Durch die Koterie sind wir in das marokkanische Abenteuer geraten. Und man weiß, daß unsere Generale häufiger ihren Befehlen gehorchen als denen der Regierung. Herr Ribot selbst hat sich darüber in der Kammer beklagt.

Diese Koterie war es auch, die im Jahre 1905 Delcassé stützte, als er uns beinahe in Krieg mit Deutschland verwickelte. Sie hat ihn heute wieder zur Macht geführt und versucht nun, die Entente cordiale in eine Militärallianz zu verwandeln.

England kennt die Macht dieser Leute, und darum verhandelt es mit ihnen, ohne sich viel um Parlament und öffentliche Meinung zu kümmern, und sucht sie mit allen Mitteln an seinen Geschäften zu interessieren.

Wie es gemacht wird.

Wenn man einen Faden der angesponnenen Intrigen erkennen will, braucht man nur ein wenig jene seltsame Geschichte von Bernard Maimon zu verfolgen, die man jetzt anscheinend niederschlagen will.

Es handelt sich um einen Journalisten, André Tardieu, der ausgezeichnete Beziehungen zur Familie Waldeck-Rousseau hat, ehemaliger Botschaftssekretär ist, in engen Beziehungen zum Ministerium des Innern steht, die auswärtige Politik des „Temps“ leitet, Vertrauter der Minister ist, bei denen er aus- und eingeht, und der in ganz Europa als der Eingeweihte des Ministeriums des Äußern gilt. Aus seinen Artikeln glauben die anderen französischen Blätter, die Presse des Auslandes und sogar die europäischen Kabinette die Absichten der französischen Regierung zu erkennen.

Nun hat England, um der deutschen Bagdadbahn ein Hindernis in den Weg zu legen, die Absicht kundgegeben, eine neue Linie von Homs in Syrien nach Bagdad zu bauen. Ein Verwaltungsrat dafür ist schon gegründet. Wen finden wir darin? Sir Babington Smith, die rechte Hand von Sir Ernest Cassel, dem ehemaligen Bankier Eduards VII., Cherif Pascha, einen türkischen General, der in Paris wild gegen das Komitee Einheit und Fortschritt wütet, und als dritten Herrn André Tardieu.

Er hat aus dem Unternehmen seine ganz persönliche Angelegenheit gemacht und gibt sich die größte Mühe, ihm die Unterstützung der französischen Regierung zu gewinnen.

Nun zögert aber Pichon, darauf einzugehen. Sofort kritisiert der „Temps“, der bisher getreulich den Minister unterstützt hat, ganz offen seine Politik.

Zur selben Zeit — ein scheinbares Zusammentreffen, das aber die Mühe einer Enthüllung wert ist — läßt der Levantiner Bernard Maimon, Tardieus Genosse in der Homs—Bagdadbahn-Geschichte, durch den jungen Rouet, einen Schützling von Tardieu, geheime Dokumente, die im französischen Auswärtigen Amt gestohlen waren, entwenden. Ein Londoner Blatt, dessen Korrespondent er ist, veröffentlicht einen gleichfalls geheimen Auszug daraus über die Potsdamer Unterhandlung zwischen Wilhelm II. und Sasanow. Die Folge ist, daß die Pariser Bankiers dem Zaren sofort eine Anleihe von 1200 Millionen verweigern, die schon an der Börse angekündigt war, worauf der Zar mit einer Zurückziehung seiner Truppen von der deutschen Grenze antwortet.

Das ist ein Beispiel von dem Einfluß jener kleinen Koterie von Geschäftsleuten auf unser Ministerium des Äußern.

Wie es gegenwärtig in Europa aussieht, kann ein Funke den Weltbrand entzünden. Und dabei ist es so weit gekommen, daß ein paar Hetzer aus Gier nach einer Eisenbahnkonzession in der Türkei einen gewaltigen Sturm über Frankreich entfesseln können.

Wie es weiter gehen soll.

Man kann nun sagen, zugegeben, daß diese paar Leute den Krieg wollen: ist trotzdem anzunehmen, daß das französische Volk sich das gefallen lassen wird? Wie wird es dazu gebracht werden können, sich für die Ambitionen weniger hinschlachten zu lassen?

Der Plan ist ganz einfach; alles ist abgemacht, und man kann Tag für Tag den weiteren Gang der Dinge verfolgen.

1. Augenblicklich wird über eine Militärkonvention mit England verhandelt. Bei Ausbruch eines Konflikts mit Deutschland soll die englische Flotte unsere Küsten beschützen und unsere Truppen müssen auf Antwerpen losmarschieren.

Dabei versteht sich von selbst (zur Beruhigung der öffentlichen Meinung), daß diese Militärkonvention nur defensiv ist.

Aber man kann feststellen, daß alle modernen Kriege defensiv sind. Wenn man irgendeinen Franzosen fragt, wer 1870 der Angreifer war, wird er im besten Glauben sagen, daß es Bismarck mit seiner Fälschung der Emser Depesche war. Und wenn man dieselbe Frage einem Deutschen stellt, wird er mit derselben Sicherheit antworten, daß Napoleon angriff, indem er zuerst den Krieg erklärte.

Ebenso sind alle Russen überzeugt, daß Japan durch seinen Angriff auf die russischen Schiffe vor Tschempoden den Krieg veranlaßt hat, während alle Japaner antworten werden, daß der Zar durch das Eindringen in Korea die Unabhängigkeit und die Sicherheit ihrer Nation bedrohte.

In Wirklichkeit ist es immer so, daß, wenn ein Krieg ausbricht, die beiden feindlichen Regierungen ihn gleicherweise gewollt haben; jedes Volk aber ist überzeugt, daß es sich in der Verteidigung befindet.

Man kann deshalb sicher sein, daß die Diplomaten des englischen Auswärtigen Amtes es so einzurichten verstehen werden, dem Gegner die Verantwortung für den Konflikt zuzuschreiben, wenn sie den Krieg beschlossen haben; und wir werden marschieren, infolge einer „defensiven Abmachung“, um den König Georg V. zu unterstützen.

2. Damit aber der französische Bauer auch guten Muts in den Krieg zieht, muß die öffentliche Meinung in der gehörigen Weise bearbeitet sein, und das geschieht durch die allgemeine Suggestion, daß die Deutschen an nichts anderes denken, als an einen Einfall in Frankreich. Eine gekaufte und von langer Hand darauf dressierte Presse benutzt die geringsten Vorfälle, um sie zu entstellen, aufzubauschen und das Publikum zu beunruhigen. Ein Vorfall in der Fremdenlegion, der Prozeß der „Lorraine sportive“, eine Grenzüberschreitung durch ein Flugzeug, alles ist gerade recht, um bei uns Furcht und Haß vor den Deutschen anzufachen.

Eine große Zeitung, die ihre Informationen durch Spezialdraht von der „Times“ bekommt, zeichnet sich darin aus. Und dabei ist das jetzt nur ein Anfang!

3. Wenn dann endlich die öffentliche Meinung genügend aufgepeitscht sein wird, wenn die Vorstellung von der deutschen Gefahr in den Köpfen genügend festsetzt, dann werden die englischen Geschwader in einer Nacht mit Volldampf nach Vlissingen fahren. Ungefähr um dieselbe Zeit werden die preußischen Regimenter von Aachen in Schnellzügen auf Antwerpen losfahren.

Als bald wird wie üblich die französische Regierung die Hand auf alle Telegramme legen, wird alle Briefe anhalten, die über Truppenbewegungen berichten könnten, und dann wird eine amtliche Notiz der Presse übermittelt werden.

Am nächsten Morgen werden in allen Blättern mit handgroßen Buchstaben die schicksalsschweren Worte stehen:

Die belgische Neutralität ist verletzt worden!

Die deutsche Armee marschiert auf Lille los!

Denn das ist gerade der Witz bei der Sache: man wird nicht sagen, daß nur das Armeekorps von Aachen nach Antwerpen marschiert, sondern man wird die deutsche Armee sich gegen die französische Grenze bewegen lassen.

Auf diese furchtbare Nachricht hin, die die Presse in weitestem Umkreis verbreiten wird, wird der Bauer aus der Bretagne oder aus dem Cantal, ebenso wie der schlecht informierte französische Kleinbürger überzeugt sein, daß Frankreich angegriffen ist. Ohne daß sie Zeit haben nachzudenken, in größter Hast wird man sie in die Viehwagen packen und sie auf die belgischen Schlachtfelder schicken. Und die deutsche Armee wird, auf ihrem Marsch nach Antwerpen gestört, mit ihnen zusammenstoßen.

So wird durch die Ränke einer kleinen Gruppe von Geldmenschcn und Diplomaten ein großes Volk sich plötzlich in einen Krieg verwickelt sehen, den es gar nicht gewollt hat.

Die einzige Möglichkeit für den Frieden.

Ist demnach der Krieg ganz unvermeidlich? Ich glaube doch nicht.

Wenn es sich in dem schonungslosen wirtschaftlichen Wettkampf zwischen England und Deutschland um vitale Interessen der beiden Länder handelt, so gilt das noch nicht für Frankreich. Und man kann immer noch hoffen, daß das Volksgewissen sich regt, und daß die Furcht vor einer allgemeinen Erhebung die Finanzkoterie abhalten wird, ihre gefährlichen Intrigen zu Ende zu bringen. Das Volksgewissen wird sich aber nicht regen, wenn die Völker nicht zeitig gewarnt werden. Die Finanzkreise, die in den Staatskanzleien ihre Umtriebe machen, sind an sich nicht zahlreich, aber sie haben einen gefährlichen Trumpf für sich: die Unwissenheit des Volkes.

Die großen Worte „Ehre“, „Vaterland“, „Fahne“, „nationale Verteidigung“, in deren Namen seit Jahrhunderten so viel Verbrechen begangen und so viele unnötige und ungerechte Kriege geführt wurden, sie haben noch immer die alte Macht über die Massen. Damit die Geldmenschcn sich ihrer nicht bedienen, muß man die

öffentliche Meinung aus dem Schlummer erwecken, in dem sie erstarrt ist. Und vor allem muß man den Friedensaposteln mißtrauen, die uns in falsche Sicherheit wiegen wollen. Es könnte einigen Politikern und einigen Naivlingen passen, sich in der Hoffnung auf allgemeine Schiedsgerichte zu beruhigen.

In Wirklichkeit hat Deutschland ganz offen erklärt, daß es kein allgemeines Schiedsgericht anerkennen wird. Und Sir John Fisher, der oberste Chef der englischen Flotte und Delegierter auf der Haager Konferenz, hat mit brutaler Offenheit erklärt: „Im Kriegsfall würde ich alle Vorschriften von allen Friedenskonferenzen verletzen. Denn es gibt dann nur ein Ziel: Siegen. Die Diplomaten werden sich dann später schon verständigen.“

Es ist daher nur eine gefährliche Illusion, auf eine friedliche Beilegung eines großen internationalen Konflikts durch irgendein Schiedsgericht zu hoffen.

Man kann übrigens zur Zeit im kleinbürgerlichen Milieu unter dem Druck der Regierungen und der feindlichen Finanzgruppen sogar ein Abflauen der Friedenspropaganda feststellen. Selbst die Arbeitermassen, die doch jeden Militarismus bisher abgelehnt hatten, versucht man militaristisch aufzupeitschen.

In Deutschland haben sozialistische Politiker, und gar nicht die schlechtesten, von der Rednertribüne des Reichstags erklärt, daß im Kriegsfall kein deutscher Sozialist beim Appell fehlen würde. In England hat der Sozialist Blatchford eine alarmierende Broschüre mit dem Titel „Die deutsche Gefahr“ geschrieben, die direkt an die chauvinistischen Instinkte appelliert, und der Kongreß der Arbeiterpartei hat mit Hyndman für die Verstärkung der Kriegsflotte gestimmt.

Selbst in Frankreich hat Jaurès den alten Ruf seiner Partei, „Lieber Auflehnung als Krieg“, vergessen und hat unter dem Vorwand, die neue Armee zu organisieren, den Vorschlag gemacht, schon die Kinder in der Schule zu

militarisieren, hat verlangt, daß alle Advokaten, Ärzte, Professoren und Männer des Mittelstandes Offiziere werden sollen, und predigt unumwunden die Rückkehr zu den patriotischen und kriegerischen Traditionen von 1792.

Gegen diese allgemeine Erweckung chauvinistische Leidenschaften heißt es sich jetzt zu verteidigen.

Dafür gibt es nur ein einziges Mittel: Man muß das Volk über die wahre politische Situation von Europa aufklären, muß es daran gewöhnen, in den diplomatischen Konflikten die Intrigen der Geldmensch zu erkennen und ihm die Augen darüber öffnen, daß hinter den großen Worten „Ehre“, „Vaterland“, „nationale Sicherheit“ nur die Geschäftsaufträge, Konzessionen und Anleihen als wahre Kriegsgründe bestehen.

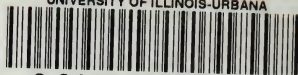
Dann wird an dem Tage, wo man dem Volk zumutet sich für die Erhaltung der Dividenden der Creusot-Werke auf den belgischen Schlachtfeldern totschießen zu lassen ein so gewaltiges Erwachen über das Volksgewissen kommen, daß die Finanzoligarchie und die Raubmenschen auf ihre Pläne endgültig verzichten müssen.

Das ist die einzige Möglichkeit, uns den Frieden noch zu erhalten.

Wer ein mutiges Herz hat, muß wagen können die Wahrheit auszusprechen.



UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 052737589